

4. Nisan 5673.



Nr. 8.

Prag, den 11. April 1913.

XIV. Jahrg.

ליל שמרים

... Und leuchtend durchhaucht ist diese Nacht
Und tief und sternklar —
Ein Traum geht um in Märchenpracht
Und flüstert leis: „Es war . . .“

Dein Blick, er schaut so strahlend schön,
Ein Land voll Sonnenglanz,
Wo lichtumhüllt die Berge stehn
In grünem Wälderkranz.

Er gleitet hin, ob Zeit und Raum
In's Festgemach zu Dir,
Und führt Dich sacht und hörbar kaum
Weitweg, weitweg von hier . . .

Und Täler siehst Du, blumenreich
Von Düften schwer umweht,
Auf die der Windhauch, mild und weich,
Wie Gottes Odem geht.

Er führt Dich über Berg und Ault,
Jahrtausende zurück,
Und Dich umrauscht ein Frühlingsduft
— Ein knospend junges Glück . . .

So wiegt hinschwingend Dich der Traum
Mit leichtem Flügelschlag,
Bis rot sich färbt der Himmelsaum
Und kündet Dir den Tag —

Dann geht Dein schöner Traum zur Ruh
Gefleht vom Morgenschein,
Doch raunt zum Abschied er Dir zu:
„Was war, kann wieder sein . . .“

L. Gadier.



Das Fest unserer Freiheit.

Von Dr. F. Rich. Heinischel.

So oft der wiederkehrende Frühling zu neuem Leben verjüngt, so oft Lenzesodem die Schöpfung durchweht, so oft begeistert uns die Erinnerung an jenen warmen Hauch, an den Gottesodem, der die Fesseln sprengte und nach langem, langem geistigen Winter dem unterdrückten Gottesvolke die Freiheit brachte.

Das Fest unserer Freiheit! Jahrtausende sind seit jener Erlösungstunde vergangen, doch die schöne und sinnige Sederfeier, welche alljährlich die Eltern und ihre Kinder den Familientisch umringen läßt, hat an Innigkeit und Tiefe nichts eingebüßt. Hierin zeigt sich eben die anhaltende Kraft jener Freiheit, die Gott uns gespendet. Wie oft seit jener Erlösungstunde in Aegypten ist Israel wieder in Fesseln geschlagen worden? Doch seit jener denkwürdigen leil schimurim, in welcher das Morgenrot der Freiheit ausbrach, ist Israel frei und keine Menschenmacht vermag es in die alte Knechtschaft zurück zu führen.

In der Zeiten Flucht, auf seinem beschwerlichen Gange durch die Jahrhunderte wurde Israel gar oft geknechtet, doch niemals konnte es in die alte Knechtschaft zurücksinken, denn seine Freiheit war von Gott verbrieft. In diesem Geiste wurde Israels Jugend großgezogen, dieser Gedanke erfüllte sich in den Tagen des Glücks und dunkler, düsterer Golusnacht. Möchte der Druck von Außen noch so stark sein, mittelalterlicher Glaubenswahn die Gemüter betören und Scheiterhaufen in seinem Gefolge führen, Israel fühlte sich frei, innerlich frei, denn seine Freiheit war ihm von Gott verbrieft. Aberglaube und Wahnwitz hat immer wieder vergebens gegen das Bewußtsein der von Gott gespendeten Freiheit angekämpft. Dieser Gedanke hat auf Israels Gemütsleben so tiefeinschneidend gewirkt, daß es in den sonnigen Tagen des Glückes nicht übermütig geworden, immer demütig und bescheiden geblieben. Das

ist aber auch in der Frage ausgesprochen, welche das Kind bei der Sederfeier an den Vater richtet.

Wenn der zweite Becher eingeschenkt, der dem Erholungsworte entspricht:

וְהַצַּלְתִּי אֶתְכֶם מֵעֲבָדָתָם „Ich errette euch von ihrer Knechtung“, dann fragt das Kind: מַה נִּשְׁתַּה מָּה „Warum ist diese Nacht unterschieden von allen anderen Nächten“. Die widersprechenden Symbole dieses Abends, die einerseits Knechtschaft, anderseits Freiheit darstellen, müssen dem Kinde auffallen. Ein Zeichen der Knechtschaft ist das Brod des Elends, das unsere Väter in Aegypten gegessen, an des Lebens Bitternisse gemahnt das Bitterkraut. In dieser Nacht speisen wir alle hingelehnt wie vornehme Leute, machen, wie es die Sitte der Vornehmen im Oriente heißt, die Speisen durch Eintunken in Saucen schmackhafter. Was bedeuten diese Widersprüche? Brod des Elends, Bitterkraut und edler Nebensaft!

Auch mitten im Elend war Israel seiner Freiheit eingedenk und wenn seine Hand den Heilskelch, das Symbol der Freiheit umfaßte, hatte es auch das Bitterkraut vor Augen. Der Glaube an eine von Gott verbriefte Freiheit muß Israels Jugend ins Herz gesenkt werden, um sie für des Lebens Aufgaben reif zu machen. Es ist der schlimmste Fehler des Judentums der Neuzeit, daß es so ängstlich hinhorcht auf die Stimme der Zeit und seine Freiheit von der Laune und Anschauung anderer abhängig macht.

Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte. Gott hat sie uns gespendet, und was Er in seiner Gnade gewährt, Menschen vermögen es uns nicht zu rauben. Und doch müssen wir immer wieder die Wahrnehmung machen, die Freiheit von der Anerkennung anderer abhängig machen. Wird irgend einer von uns zurückgesetzt — und daran sollten wir ja längst gewöhnt sein — so herrschte tiefe Trauer in Israels Mitte. Äußert sich irgend ein

Machthaber, ein hoher Herr ungünstig über das Gottesvolk, Wehklagen wird in Israel vernommen, als stünde das Judentum vor dem Zusammenbruche. Und wie unendlich groß ist der Jubel, wenn einer unserer Brüder, der mit uns vielleicht nichts mehr gemein hat als den Namen, von hoher Stelle ausgezeichnet wird, da fühlt jeder sich geehrt, wir erblicken darin eine Auszeichnung der Gesamtjudentum. Woran das liegt? Im Gefühle der Unfreiheit. Weil sie ihre Freiheit nicht als von Gott verbrieft betrachten, müssen sie zu Sklaven herabsinken, deren Freiheit von der Gunst und dem Wohlwollen der Menschen abhängt.

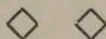
Doch damit haben wir den Fehler bloß gekennzeichnet, nicht aber die Quelle des Übels genannt. Diese ist das mangelnde jüdische Selbstbewußtsein. Wenn wir stolz auf unsere ruhmreiche Vergangenheit, stolz auf den Namen Israel, den wir tragen, als Träger einer er-

habenen Idee, als Gotteskämpfer uns betrachten, dann sind wir frei, weil Gott uns befreit.

Vom Gottesmanne Eljahu gilt das Wort, daß er einst als Friedensbote erscheint, um zurückzuführen die Herzen der Väter zu den Kindern und die Herzen der Kinder zu den Vätern. Am Sederfeste prangt ein Becher dem Gottesmanne geweiht. Die schöne sinnige Sederfeier hat die Aufgabe, die Herzen der Väter den Kindern zuzuwenden und die Herzen der Kinder zu den Vätern, zur glorreichen Vergangenheit zurückzuführen, um jüdisches Selbstbewußtsein und Glaubenstreue zu erwecken. Erfüllt die Sederfeier diese Aufgabe, dann lautet das Einleitungswort nicht mehr:

השתא עבד. לשנה הבאה בני חורין

„In diesem Jahre geknechtet, im kommenden Jahre freie Leute,“ dann sind wir frei, heute noch frei, weil wir unsere Freiheit als von Gott gespendet betrachten.



Bilder aus Israels Knechtungszeit in Aegypten.

Von Dr. S. Jampel, Schwedt.

Die Nachkommen Jakobs wohnten ruhig in Mitten des Landes Gosen, in dem sie, wie alle andern Aegypter, zwar ein schweres aber doch kein unangenehmes Dasein führten.

Eines Tages verbreiteten sich alarmierende Gerüchte im Lande Gosen. Pharao wollte den Ebräern neue Frohndienste auferlegen. Das geschah nicht bloß in der Absicht, um sie öffentliche Arbeiten ausführen zu lassen, welchen sie bereits unter jeglicher Art von Variation unterworfen waren; die Regierung hatte noch einen weiteren Plan, nämlich die Vermehrung dieser fremden Rasse zu verhindern. So riet es die ägyptische Politik. „Wohlan, sagte der Pharao, handeln wir mit Klugheit usw. (II. B. M. 1. K. B. 10 u. 11). „Man legte daher den Israeliten die schwerste Arbeit

auf“, um einen großen Teil von ihnen durch übermäßige Anstrengung zu Grunde zu richten.

Es durfte in der Tat den Aegyptern nicht schwer gefallen sein, diesen unmenschlichen Plan zu verwirklichen; denn der ägyptische Frohndienst war zu allen Zeiten in der Geschichte ein wahrhaft tödtlicher. Aegypten war durch alle Jahrtausende das Land der Sklaverei im rohesten Sinne dieses Wortes, und noch bis ins 19. Jahrhundert hinein ist es die Stätte der erbärmlichsten tyrannischen Knechtung geblieben, u. zwar nicht bloß für den Fremden, sondern ebenso für den einheimischen Bauern. Da sehr die Natur dieses Land mit ihren herrlichsten Gaben beschenkt hat, so haben doch die Menschen dortselbst, mit Ausnahme der Gewaltthaber, stets ein elendes und küm-

merliches Dasein gefristet. Das hat sich gewohnheitsmäßig in der dortigen Bevölkerung so erhalten, daß ihr die Gewohnheit zur Natur geworden ist.

Noch im verflossenen Jahrhundert wurden über 250.000 ägyptische Bauern durch den Vizekönig dieses Landes gezwungen, den Kanal von Mamoudieh, der die Stadt Alexandrien mit dem Nil bei Aftieh verbindet, auszugraben. Der größte Teil war gezwungen, die Erde mit den Händen zu schaufeln, weil die Regierung nur für viele Peitschen, um sie zu schlagen, reichlich gesorgt hatte, nicht aber für Hacken, Schaufeln und Tragkörbe.

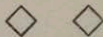
Ueber 20.000 dieser Unglücklichen sind ihrer Mühe erlegen, teils durch die Arbeit, die in Uebermaß auf ihnen lastete, teils durch die Peitschenstreiche, die ihre unbarmherzigen Aufseher ihnen verabreichten. Die Böschungen, welche die Kanalufer begrenzen, sind voll von Gebeinen dieser Unglücklichen und der geringste Erdbeben legt sie offen vor die Augen des Reisenden.

Papyrusinschriften aus der Zeit des Aufenthaltens Israels in Aegypten haben uns einige dieser Leiden berichtet, denen die zum Frohndienste Verurtheilten ausgesetzt waren. Wir sehen dort ziemlich genau, was die Arbeiter auszustehen hatten, welche Steine wie Lasttiere ziehen mußten. Der Weg, um die Kolosse zu schleifen, war schwer herzustellen, aber

wie viel schwerer noch, die ungeheuere Masse zu bewegen. Die Inschriften klagen über die vielen Krankheiten, von denen die Arbeiter befallen wurden. „Seine beiden Arme“, so fährt der Text fort, reiben sich vollständig auf. Ein Gemisch von jeder Art Unrat ist seine Speise, das Brod seiner Hände. Er badet einmal in der Saison. Was ihn wahrhaft unglücklich macht, ist ein Block, der fortzuschaffen ist, der 18 Ellen mißt.“

Wir lesen ferner in den Inschriften von den Klagen solcher fremden Frohndiener: „Das Gefrümmtsein unserer Rücken kommt durch die Beziehungen zu den Aegyptern. Wenn der kleine Knabe dazu kommt, ein Mann zu werden, so sind seine Knochen gebrochen, wie die eines Esels.“ In den zeitgenössischen Inschriften haben sich noch Tages- und Monatsaufzeichnungen von den Aufsehern solcher Frohndiener erhalten, in welchen sehr oft von „Aptiju (Ebräer), die die Steine schlafen“ die Rede ist.

Das waren die Verhältnisse, unter denen unsere Vorfahren in Aegypten gelebt haben. Wir können ihnen daher ihre Freude nachfühlen, welche ihr Herz erfüllt hatte, als ihnen in der Nacht zum 15. Nisan die Erlösung aus dieser Knechtschaft zuteil geworden ist. Mit solchem Empfinden und solcher Begeisterung sollen auch wir alljährlich am Sederabend die Hagadah lesen.



Eine Fahrt ins Geisterland.

Von Heinrich Loewe, Berlin.

(Nachdruck verboten.)

I.

Zu den Zeiten, wo der König Chiskijahu über Jehuda regierte, lebte in dem Städtchen Elkosch eine Witwe mit Namen Gadassa mit ihrem einzigen Kinde, einem wunderschönen Knaben von sieben Jahren. Die gute Frau war sehr arm, aber sie hatte doch einen kleinen Garten, in

dem allerlei Gemüse wuchsen, und einige schöne Bäume standen. Das bot ihnen die Mittel zum Leben. Den Garten besorgte sie selbst, und ihr kleiner Nachum, — so hieß ihr lieblicher Knabe — half ihr dabei, so gut er konnte. Wenn er nun so recht hübsch und artig geholfen hatte, dann setzte er sich in der Ecke des

kleinen Gartens auf einem Holzkloß nieder und dachte dort an alle die schönen Geschichten, welche die liebe Mutter ihm erzählt hatte.

Da saß er denn ganz still und artig und wunderte sich, wie hoch wohl der Himmel sein möchte. Denn er glaubte, wenn ihr Häuschen, in dem sie wohnten, zweimal und noch einmal so hoch wäre, so müßte es bis in den Himmel ragen.

„O nein,“ sagte der Olivenbaum, „der Himmel ist viel höher.“

„Wie hoch ist er denn?“ fragte der Knaben? „ich möchte es doch gar zu gern wissen.“

„Ja, das kann ich dir nicht sagen,“ lautete die Antwort, „ich bin noch viel zu jung. Als ich geboren wurde, — und das ist etwa hundertdreißig Jahre her, — da war er schon da, und ich habe also nicht gesehen, wie er gemacht wurde: Aber frage einmal dort die große Dattelpalme. Die ist viel älter als ich, — so alt, daß sie es schon selbst vergessen hat, wie alt sie ist. Auch ist sie ja viel höher als ich, und ich glaube, daß sie oft genug sehr tief in den Himmel hineinschaut. Aber frage sie ja recht höflich; denn sie ist eine alte Jungfer und zuweilen recht wunderlich.“

Mit wenigen Freudenstößen war der kleine Nachum bei der Dattelpalme. Er machte einen tiefen Diener vor ihr und sagte:

„Ich bitte Ew. Gnaden mir zu sagen, wie hoch eigentlich der Himmel ist.“

„Du bist ein sehr höfliches Kind,“ antwortete die Dattelpalme, die sich durch den tiefen Diener und die höfliche Anrede sehr geschmeichelt fühlte. — Denn durch Höflichkeiten fühlt man sich immer um so mehr geschmeichelt, je weniger man sie verdient. — „Und weil du so artig und höflich vor einer alten Dame, wie ich, bist, darum sollst du auch von meinen süßen Datteln essen dürfen, wenn sie erst reif sind. Und ich will sie diesmal auch ganz besonders gut und süß machen. Aber deine Frage, wie hoch der Himmel ist, kann ich ganz genau beantworten, ich weiß es nämlich selber nicht.“

Und da lachte sie. Sie glaubte nämlich einen Wit gemacht zu haben. Und so ist es immer: wenn man meint, einen Wit gemacht zu haben, und hat statt dessen eine Dummheit gesagt, so lacht man immer selber am meisten. Wenn aber eine Dattelpalme lacht, so klingt das, als ob der Wind in ihren Blättern rauscht, und dabei wiegt sie klug ihren Kopf selbstgefällig hin und her. Freilich ist schon manchmal eine Dattelpalme vor Lachen geborsten, und dann sagt man: „Der Sturm hat sie geknickt“, aber diesmal barst die Dattelpalme nicht, sondern sie lachte ganz still vor sich hin. Denn sie war schon eine alte und angesehene Palme. Und für die ist es immer peinlich, so laut zu lachen.

Aber der kleine Nachum wußte darum immer noch nicht, wie hoch der Himmel sei, und wurde ganz traurig; denn er hätte es doch gar zu gern gewußt. Da dauerte er die alte Dattelpalme sehr, und sie sagte teilnahmsvoll: „Geh hin, lieber Nachum, und frage einmal die Wolken. Die stiegen ja so hoch, als ob sie immer in den Himmel hinein möchten, und die sind gewiß dort schon ganz oben gewesen.“

„Ei, ei, liebe Wolken, so hört doch einmal,“ rief der kleine Nachum und klatschte recht laut in die Hände, damit die Wolken es hören möchten, „könnt ihr mir nicht sagen, wie hoch eigentlich der Himmel ist?“

Aber die Wolken antworteten gar nicht. Denn sie waren viel zu stolz und hochmütig, um einem Knaben zu antworten, der erst sieben Jahre alt und noch so klein war. Aber sie hatten noch einen andern Grund, weshalb sie nicht antworteten. Und der war viel triftiger: sie wußten es nämlich ebenfalls nicht.

Bis dahin hatte der kleine Nachum immer nur in die Höhe und nach der Seite der Straße gesehen; denn das mußte er, während er mit dem Olivenbaum, der Dattelpalme und sogar mit den Wolken sprach. Als er nun aber jetzt sich wieder zur mütterlichen Hütte wenden wollte und dabei grade vor sich

hinblickte, da stand plötzlich ein alter Mann vor ihm, der viel höher war als der Olivenbaum. Er war so groß und stark, wie ihn Nachum noch nie gesehen hatte, und war viel viel größer als der Riese Goliath, den David erschlug. Sein Bart war zehn Ellen lang, und wenn er den Mund aufthat, so war der so groß wie ein Mühlrad. Mit einem langen, grauen Mantel umhüllte er die Glieder und besonders die Beine, damit Nachum sie nicht sehen sollte. Denn er schämte sich, daß er Hühnerfüße hatte. Da er aber ungeschickt war, so sah der Knabe doch, daß er Hühnerfüße hatte. Und daran erkannte er, daß es ein Geist sei. Denn alle die vielen Geister, von denen ihm seine gute Mutter Hadassa immer so schöne Geschichten erzählt hatte, hatten Hühnerfüße.

Der Geist aber lächelte den Knaben freundlich an und sagte: „Wenn du einmal wissen willst, wie hoch der Himmel ist, so brauchst du dich nur auf meinen Rücken zu setzen und ich werde versuchen, es dir zu zeigen. Und wenn du alles gesehen hast, was du sehen willst, so brauchst du es nur zu sagen, und wir kehren dann nach Elkosch zurück, und du kannst dann weiter spielen und auch wieder nach deinem Gefallen in die Schule gehen.“

Ehe aber der Knabe noch ja' oder nein' sagen konnte, ergriff er ihn sanft, setzte ihn auf seinen Rücken und verwandelte sich plötzlich in einen Vogel. Und zwar wurde er ein großer Adler und trug eine goldene Krone auf dem Kopfe, die so sehr in der Sonne glänzte und leuchtete, daß die Wolken Schmerzen in den Augen bekamen und eiligt davon flogen. Der Adler aber stieg immer höher und höher, und was da unten war, wurde immer kleiner und kleiner, und die schneebedeckten Gebirge sahen nur noch wie weißglänzende Perlenketten aus. Aber der Himmel war noch immer eben so fern, wie er gewesen war. Und weiter und weiter flogen sie immer mehr in die blaue Höhe, viele Meilen in der Stunde, und

schließlich sah die ganze Erde nur noch wie eine bunte, schimmernde Kugel aus. Und der Himmel war immer noch eben so fern in blauer Höhe, wie er gewesen war. Aber unten, tief unten, dort, von wo sie gekommen waren, da war plötzlich auch der blaue Himmel und sie waren wie in der Mitte einer riesengroßen blauen Kugel, die überall mit goldenen und silbernen Sternen besetzt war. Da sagte der Geist zu dem kleinen Knaben, den er auf seinem Rücken davontrug:

„Siehst du, nun weißt du, wie hoch der Himmel ist; denn wenn wir immer weiter uns erheben, um ihm näher zu kommen, um so mehr entfernt er sich. Am nächsten ist der Himmel aber jedem Menschen selbst. Ja er ist ihm so nah, daß er ihn in seinem Herzen hat, und auch du hast ihn in deinem Herzen, aber eben darum weißt du es nicht! — Sollen wir noch höher fliegen, oder willst du einmal meinen Palast sehen, du wunderschöner Knabe?“

„Ist dein Palast weit von hier, Geist?“

„Nein, er ist nicht weit. Denn wenn du jetzt ein wenig schlafen willst, so werden wir dort sein, wenn du wieder erwachst.“

Da schloß der kleine Nachum seine schönen, schwarzen Augen und legte das schwarze Lockenköpfchen auf das weiche Gefieder des Adlers nieder und schlief ein. Der Adler aber senkte sich alsbald wieder und schoß mit Blitzesschnelle zur Erde nieder, aber an einen ganz andern Ort, als von wo sie aufgestiegen waren.

II.

Hohe Felsen ragten an dem Orte empor, wo sich der Adler niedergelassen hatte. Auf ihrer schroffsten Höhe stand ein schimmerndes Schloß aus weißem glänzenden Krystall. Hier legte der Geist den Knaben auf einem goldenen Ruhebette nieder, wo er von sanften Träumen umspielt bis zum andern Morgen ruhig schlummerte.

Als Nachum endlich erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel und eilte dem Mittag zu. Nachum aber blickte

erstaunt um sich, und erst allmählich erinnerte er sich an alles, was mit ihm vorgegangen war. Er sah sich rings um, aber er war ganz allein in dem Prunkgemach, wo ihn der Geist niedergelegt hatte. Riesige Säulen aus durchsichtigem Glase ragten empor, und um diese rankten sich bis zur Decke des Saales Ephenstauden aus grünem Smaragd, zwischen denen viele Rosen aus rotem Rubin hervorlachten. So still aber war es ringsum, daß der Knabe seinen eigenen Atem hörte. Ihm wurde davon so bang, daß er laut zu weinen begann und „Mutter, liebe Mutter“ rief.

Da öffnete sich plötzlich geräuschlos eine gewaltige Flügelthür, und jener Geist trat herein, der ihn entführt hatte, umwallt von einem gewaltigen purpurnen Mantel. Und auf dem Riesenhaupte trug er eine glänzende goldene Krone.

„Kennst du mich noch,“ fragte er mit milder Stimme, „Nachum kennst du mich noch?“

Der Knabe aber bat ihn ängstlich:

„Lieber Geist, bringe mich doch, bitte, bitte, schnell wieder zu meiner lieben Mutter. Ich will auch gewiß immer recht artig sein und nie wieder tun, was sie nicht haben will.“

„Gewiß werde ich alles tun, was du wünschen wirst,“ antwortete der Geist, „aber du kannst doch nicht eher die weite Reise nach Elfosch unternehmen, als bis du gegessen und getrunken hast. Hast du denn keinen Hunger?“

Und als Nachum bejahte, daß er wohl großen Hunger habe, da hob der Geist seine gewaltige Rechte, und im Nu öffnete sich ein Paar gewaltiger Flügelthüren. Und durch diese schwebte, wie von unsichtbaren Händen getragen, ein Tisch herein, dessen Füße aus purem Golde und dessen Platte aus einem einzigen strahlenden Diamanten bestand. Auf dieser standen goldene Schüsseln, die auf runden silbernen Platten als Unterlagen ruhten. An einer Säule im Saale war aus edlem Metalle ein Löwenkopf angebracht, aus dem sich das

klarste Wasser in ein prächtiges Becken ergoß. Dort wuschen sich der Knabe und der Geist die Hände, und nachdem Nachum andächtig Gott für die Speisen gedankt hatte, setzten sich die beiden an den Tisch, um zu speisen und zu trinken.

„Und nun habe ich noch“, sagte der Geist, „eine Speise für dich, die so lieblich duftet, daß wenn ein Mohr daran riecht, er glaubt, ein Weißer geworden zu sein. Die Speise ist aus dem Kräutlein Vergessenheit bereitet worden, das fern von hier am Fluß Todesbach wächst. Wenn ein Mensch es pflückt, muß er sterben. Aber dir schadet es nichts, weil du ein gar so unschuldiges und frommes Kind bist. Nun aber iß die Speise!“ — und damit schob er ihm ein kleines Tellerchen hin, auf dem eine Speise lag, die wirklich so lieblich roch, daß Nachum davon schwindlig wurde. Als er sie aber genossen hatte, versiel er von neuem in einen tiefen, tiefen Schlaf, von dem er nicht wußte, wie lange er andauerte. — Ihm träumte dabei so Mancherlei und so Wunderbares, so lange und so viel, daß er eines über das andere vergaß und endlich alles vergessen hatte, was jemals mit ihm geschehen war. Vor ihm aber stand im Traume eine wunderbar schöne Jungfrau, die ihn freundlich anlächelte und ihm eine blaue Blume hinhielt und sagte: „Lieber Nachum, wenn dich einmal nach Hause verlangt, so suche nur diese blaue Blume, die im Lebenstal wächst. Wenn du dreimal an ihr riechst, so kannst du dich an alles erinnern, was du je gesehen und erlebt hast.“ —

Sprach's und war verschwunden...

III.

Als Nachum nach langem, langem Schlafe erwachte, da wußte er von nichts mehr, was er je gesehen oder gehört hatte. So kam es denn, daß er seiner lieben Mutter nicht mehr gedachte, nicht mehr des Olivenbaums im Garten zu Elfosch, noch seiner Dattelpalme. Er wollte sich an etwas erinnern, aber es

war ihm unmöglich, und das einzige, worauf er sich besinnen konnte, war, daß er eine Jungfrau gesehen habe, die ihm ein Blaublümlein gewiesen hätte. Aber auch dieses Bild, das ihn nicht verließ, war nur schwach und verschwamm vor seinen Augen. —

„Nun, wie hast du geschlafen?“ fragte der Geist, der eben hereintrat und Nachum freundlich auf Mund und Stirn küßte.

„Ich weiß es nicht“, antwortete der Knabe, und damit sagte er die Wahrheit. Denn er wußte es wirklich nicht, — „aber wer bist du denn eigentlich?“

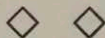
„Ich“, antwortete jener, „bin Aschmodai, der König der Geister, und ich freue mich, daß ich dich, den ich liebe, in

meinem Königspalaste weiß. Seit langer, langer Zeit habe ich dich oft und gern gesehen. Und nun, da ich dich für immer in meiner Nähe weiß, bin ich glücklich. Ich habe keine eigenen Kinder, und du wirst mir ein Sohn sein. Sprich, hast du irgend einen Wunsch, — Befehl, und es geschieht!“

Nachum zögerte, denn er glaubte, daß der Geist nur scherze. Auch hatte er Alles vergessen, was ihm von jeher lieb und teuer gewesen war. Er dachte nicht mehr seiner Mutter und wußte nichts mehr von Elkosch. Als daher Aschmodai ernsthaft ihm seine Worte wiederholte, sagte er:

„Ich möchte gern Soldaten spielen!“

(Fortsetzung folgt.)



Thesilath Thal.*)

„Herr, gib uns Tau! Mit stillem Flehen
Dringt das Gebet zu Dir „Gib Tau!“
Laß Deine Wunder neu erstehen
Von Dan bis zu Beerseba's Gau!

Zur Zeit des Taus erscholl Dein „Werde!“
Zur Zeit des Taus kam oft uns Glück,
Laß' träufeln Tau der Mutter Erde,
Zur Tauzeit führ' Dein Volk zurück!

Laß unsrer Väter Land erblühen
Zur Zeit des Taus in junger Pracht,
Laß lodernd unsre Sehnsucht glühen
Wie einst, als Du uns hingebracht.

Und laß, o Herr, den milden Segen
Reich strömen über Berg und Thal,
Daß wie ein Garten allerwegen
Die Heimat blühe noch einmal.

Noch einmal laß Dein Volk erstehen,
Laß wagen Deines Hauses Bau!
O, lenke sanft des Windes Wehen,
Laß träufeln, Herr, des Segens Tau!

Siegmund Werner.

*) Taugebet am ersten Pessachtag.



Von der Eisenstädter Judengemeinde.

Berichtet Ben Jehuda.



Ueberall dort wo dem ewig wandernden Israel ein wenig Ruhe vergönnt war und wo es sich häuslich einzurichten die Erlaubnis erhielt, überall dort hat es Spuren hinterlassen von seiner geistigen Begabung, seinem Sinn für Kunst und von seiner Liebe zum Gemeinwohl und der seltensten Aufopferungsfähigkeit für seinen Bruder und Genossen. Davon geben uns ein beredtes Zeugnis die vielen Reste der alten jüdischen Gemeinden allerorten. Für diese oft sehr wertvollen Reste finden sich leider selten Liebhaber, welche sie erhalten möchten oder deren Bedeutung der jüdischen und nicht-jüdischen Deffentlichkeit vor die Augen führen würden. Hievon bildet die jüdische Gemeinde von Eisenstadt in Ungarn eine rühmliche Ausnahme. Es fanden sich daselbst Männer, die es verstanden haben, selbst unter großen materiellen Opfern ihrer Gemeinde ein Denkmal zu setzen,



das sie mit kindlicher Liebe schmückten und mit peinlicher Sorgfalt ausgearbeitet haben, um es so ausgestattet der Deffentlichkeit zu übergeben. Es ist ein Buch, das uns die jüdische Gemeinde von Eisenstadt, wie sie war und zum Teile noch ist, in Wort und Bild beschreibt und schauen läßt.

Zunächst mögen aber einige Worte über die Juden in Ungarn im allgemeinen hier Raum finden. Obgleich dort



seit der frühesten Zeit Juden wohnten, sind alte Gemeinden im Sinne derjenigen in den Sudetenländern bis auf die Gegenwart nicht erhalten geblieben. Die Ursache davon ist in der jahrhundertelangen andauernden Türkenherrschaft und den Kämpfen vor und nach derselben zu suchen.

Das Land war verödet und man konnte tagelang reisen, ohne auf ein

menschliches Wesen zu stoßen. Doch nach dem Aufhören dieser Herrschaft begann es sich allenthalben zu regen. Alte verfallene Judengemeinden erstanden wieder, aber auch neue wurden begründet. Vorerst waren es die wenigen Nachkommen der einst vernichteten Gemeinden und ihrer Mitglieder, später trat eine anfangs mäßige Einwanderung des jüdischen Elementes aus den Sudetenländern hinzu. Als aber in Böhmen und Mähren die festgelegte Familienanzahl der Juden zum Gesetze wurde und aus einer jüdischen Familie nur der Erstgeborene das Recht hatte, wieder eine Familie zu begründen, die nachgeborenen Söhne daher nicht heiraten durften, damit eben die festgesetzte Anzahl der jüdischen Familien sich nicht vergrößere, damals wanderten diese jungen, kräftigen, mit Gaben des Geistes und Herzens ausgestatteten Männer scharenweise nach dem ausgedehnten Ungarn, wo sie nur einige Quadratfuß Boden zu besitzen brauchten, um heiraten und eine Familie begründen zu dürfen. Und daher kommt es auch, wenn man die Namen der Mitglieder einer beliebigen jüdischen ungarischen Gemeinde auführt, sie nicht selten mit einer solchen aus Böhmen oder Mähren gleichlautend sind.

Noch vor wenigen Jahrzehnten fand ein reger Verkehr zwischen den Juden von Ungarn und denen in den Sudetenländern statt. Doch seitdem dort die Einsprachigkeit und zwar die ungarische Einsprachigkeit von den Juden zum Programm erhoben wurde und befolgt wird, hat diese Gegenseitigkeit so sehr gelitten, daß die Welt von keinen Juden so wenig unterrichtet ist, als eben von den ungarischen, und deshalb dürften die Nachrichten und Bilder aus einer ungarischen, jüdischen Gemeinde allent-

halben eine besondere Aufmerksamkeit auf sich lenken.

An der Hand zahlreicher Bilder aus Eisenstadt soll hier in mehreren aufeinanderfolgenden Aufsätzen dem Leser das Leben in einer jüdischen Gemeinde vor die Augen geführt werden. Diesmal ist es das Bild mit den Sederaufsätzen, die im Besitze einer dortigen angesehenen Familie sich befinden. Es sind a) eine Sederschüssel, b) Charoufeschale, c) Eierständer, d) Seroaschale, e und f) Weingläser, g und h) Schalen für bitteres Kraut.

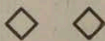
Einen besonders interessanten Gegenstand stellen die weiteren drei Bilder dar. Es ist ein Glasbecher mit schwarz-weißer Malerei, der hier vollständig abgebildet ist. Er stammt aus dem Jahre 1713 und ist ein Geschenk der Prager Chevra Kadischa an den Rabbiner Baruch Austerlitz, der sich in Eisenstadt niederließ. Der hebräische Text, der in etwas humoristischer Weise auf den Gegensatz der Lebensfreude und den Ernst des Todes hinweist, enthält so viele Wortspiele, daß die Uebersetzung nachgerade unmöglich ist, wenn der Sinn nur halbwegs wiedergegeben werden sollte. Die Tuschzeichnungen haben großen kulturgeschichtlichen Wert; sie zeigen uns klar die Judentrachten der damaligen Zeit, die Chevraleute, die den Toten auf offener Bahre tragen, den Waisenknaben, der das „Kisgadal“-Gebet spricht; die Klagefrau, die den Hinterbliebenen mit

„Keroameffer“ naht; die Vorstände Sammelbüchsen tragend und zum Schluß den „Schames“, der dem Leichenzuge den irdenen Topf nachwirft. An der unteren Hälfte des zweiten Bildes ist in dem von Guirlanden umgebenen Medaillon der Trauernde dargestellt, wie er auf der Erde sitzend, die aus einem Ei, Brot und Wein bestehende Trauermahlzeit einnimmt. Das Glas faßt etwa 2 Liter

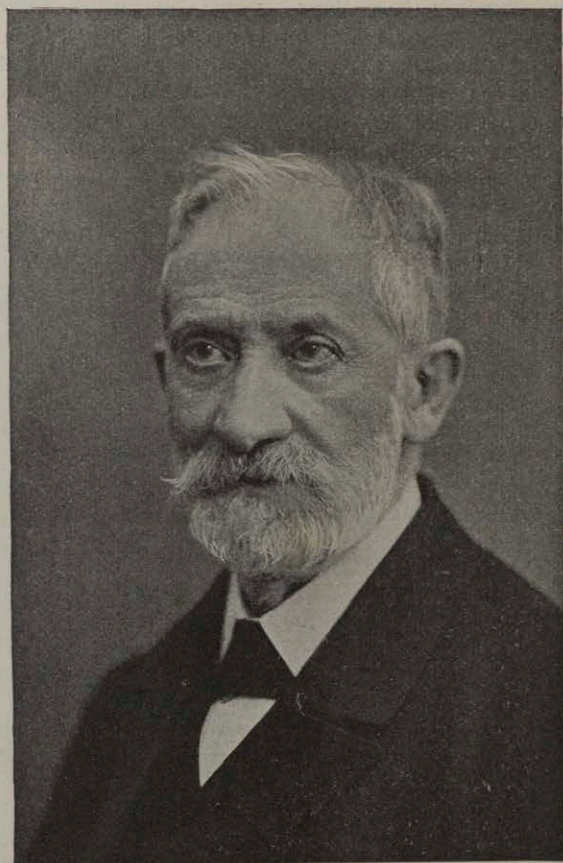


und stellt an den Trinkenden daher recht beträchtliche Ansprüche.

Diese vier Bilder und die nächstfolgenden Eisenstädter Bilder verdanken wir Herrn Sandor Wolf, der über seine Vaterstadt eine selten schön ausgestattete Monographie erscheinen ließ. Dieser Monographie und den zwei Werken „Sitten und Gebräuche in der Eisenstädter Judengasse“ von Dr. A. Fürst und „Beiträge zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Eisenstadt“ von Moritz Markbreiter entnehmen wir Text und Erläuterung für diesen und die folgenden Aufsätze.



Rudolf Fuchs.



Unser teuerstes Besitztum, „das Erbgut der Gemeinde Jakobs“, sind die 5 Bücher Moses, unsere „Thora“, deren gründliche Kenntnis in der h. Ursprache zu erwerben jedem Sohne Israels obliegt. Aber auch unsere Gebete sind hebräisch abgefaßt und beides, die Thora und die Tefilla, in der Ursprache unserer heutigen Jugend näher gebracht zu haben, ist das große Verdienst des jüdisch pädagogischen Schriftstellers, des Herrn Rudolf Fuchs in Wien, dessen hebräische

Lehrmittel im In- und Auslande große Verbreitung gefunden haben.

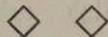
Dankbarkeit ist die erste Tugend, der sich weder jung noch alt entziehen darf und so ist es bei unserer jüdischen Jugend gewiß am Platze, des Mannes in Liebe zu gedenken, der seit einem halben Jahrhundert mit der Schaffung vorzüglicher hebräischer Lehrmittel und Lehrbücher bis heute unablässig bemüht ist und auf die schönsten Erfolge zurückblicken kann.

Als Sohn frommer und guter Eltern wurde Rudolf Fuchs (mit dem hebr. Namen **רודולף**) in Wieszka im Trentschiner Komitat in Ungarn am 20. Nissan 5586 = 27. April 1826 geboren, begann mit fünf Jahren zu lernen und kam nach der Barmizwa mit bedeutendem hebräischen Wissen ausgerüstet an die Pressburger Rabbinatschule, die damals unter Leitung des berühmten Chatham Sofer stand. Nach mehrjährigem Studium wurde Fuchs erst Lehrer, dann Kaufmann, wandte sich aber später in Wien, wohin er mit seiner Familie im August 1859 übersiedelt war, der Beamtenlaufbahn zu und verwandte hiebei alle seine verfügbare freie Zeit zur Ausarbeitung seiner trefflichen hebräischen Lehrmittel und Lehrbücher, die heute wohl zu den verbreitetsten im In- und Auslande gehören.

Lehrer und Schüler finden gleiches Wohlgefallen an diesen Lehr- und Lern-

behelfen, die auch von den hohen k. k. Schulbehörden vielfache Förderung und Anerkennung erfuhren. Dem körperlich und geistig frischen, unermüdlichen pädagogischen Schriftsteller und Freunde unserer Jugend, der unablässig bis heute bemüht ist, unserer Jugend die Kenntniss der Thora und der Gebete in unserer heil. Sprache auf leichte Weise zum geistigen Eigentum zu machen, seien zum 87. Geburtstag am kommenden Pessachfeste die aufrichtigsten Wünsche auch unserer dankbaren Jugend hiermit überbracht, im Anschluß an die Wünsche seiner Familie und zahlreicher Freunde und Verehrer. — Wir fügen noch hinzu, daß die Geburtsziffer 87 unseres Jubilars hebräisch mit den Buchstaben des Wortes **זָהָב**, was „Gediegen-Gold“ bedeutet, ausgedrückt werden kann. Die göttlichen Gesetze in unserer Thora werden im Psalm 19 für wertvoller als das feinste Gold gehalten.

O. S. R. Moriz Antscherl: Wien.



Pessachlied.

(Alle Melodie.)

I.

Gott, zu dir
Spenden wir
Laute Dankeslieder —
Frühling naht
Auf sonn'gem Pfad
Kehrt das Fest uns wieder:
Pessachfest,
Freiheitsfest
Laß dich froh begrüßen!

II.

Knechtschaft, ach!
Schimpf und Schmach
War uns beschieden.
Feindes Spott
Brach unser Gott;
Schenke uns den Frieden:
Pessachfest,
Freiheitsfest
Laß dich froh begrüßen!

III.

Hallel-Sang,
Großer Klang —
Töne bald auf Erden!
Menschenglück,
Des Geistes Sieg
Möge zuteil uns werden:
Pessachfest,
Freiheitsfest
Laß dich froh begrüßen!

Max Rieden,
Religionslehrer in Wien.

Das Dreigespann.

Erzählung von Josef Hart.

(Fortsetzung.)

Da faßte Onkel Erich des Erregten Hand und ließ sie mit leisen Drucke wieder los.

„Armer Freund!“ sagte er.

Herr Frei aber war schon hinausgegangen und man hörte vom Hofe her seine befehlende Stimme.

An den Fensterrahmen gelehnt stand Falk und atmete schwer: „Diese entsetzliche Ungewißheit! Und vierzehn lange Stunden muß ich sie ertragen; es können aber auch neunzehn Stunden werden, wenn ich in Wien keine rasche Verbindung bekomme. . . Meine arme, arme Mutter! Was hat sie sich mit jedem meiner kleinsten Erfolge gefreut! Was hab' ich ihr alles versprochen, Himmel und Erde, wenn ich einmal Professor geworden bin und Zeit haben werde, schriftstellerisch tätig zu sein. . . . Und nun. . .“

„Haben Sie nicht mit Gott, Falk!“ mahnte Onkel Erich mit ernstem Ton.

Da kam Herr Frei zurück: „Ich habe jetzt Anordnungen getroffen, daß Sie der Wagen um ein Uhr nachts zur Bahn bringt. Selbstverständlich gewähre ich Ihnen jeden Urlaub, den Sie wünschen. Ich war sehr zufrieden mit Ihnen und es tut mir leid, Sie wenn auch — wie wir hoffen wollen — nur auf kurze Zeit entbehren zu müssen. . . . Aber jetzt gehen Sie auf Ihr Zimmer, Herr Falk, Sie müssen an das Packen ihres Koffers denken. . . . Und verlieren Sie nicht den Mut. Es muß ja nicht immer der schlimmste Ausgang sein, den eine Krankheit nimmt!“ — — —

Das Dreigespann, um das sich bisher niemand gekümmert hat, blieb allein zurück. Euse und Moritz flüsternten versüßelt miteinander und beider Herzen überquollen von Mitleid mit dem armen Herrn Falk, der für seine kranke Mutter fürchtete, so wie sie einst für ihr Mütterchen gefürchtet hatten.

Max hatte seine jüngste Leidenschaft, die Laubsäge hervorgeholt und begann sich eifrig mit ihr zu befassen. Herr Falk und Onkel Erich hatten ihm diese Beschäftigung an Schultagen und bei künstlichem Lichte unter sagt, — doch nun war ja niemand da, der ihn gehindert hätte; jetzt konnte er sich nach Belieben mit seiner Laubsäge freuen. Aber eigentümlich! Die Freude wollte nicht recht zum Vorschein kommen. Er drehte an den Schrauben, rückte lärmend mit Tisch und Stühlen, zankte auf die Beleuchtung, auf seine Bleistifte und zehn andere Dinge, — als wollte er lauter sein, als irgend eine unbekannte, fremde Stimme, die in seinem Innern unausgesetzt sprach und sprach.

Abwesenden Blickes sah Moritz dem ruhelosen Treiben des Bruders zu: „Der arme Herr Falk!“ sagte er nur.

Und Euse faltete die kleinen Hände:

„Wir wollen heute beim Nachtgebet alle für seine Mutter beten, nicht wahr? Glaubst du, Max, daß sie wirklich sterben muß?“

„Du dummes Ding!“ kam es polternd hinter der Laubsäge her, „Alle Menschen müssen doch einmal sterben! Was fragst du dann solche Dinge?“

Da war Moritz aufgesprungen und stand jetzt dicht vor dem großen Bruder: „Was hat dir Euse gemacht, daß du sie so ansiehst? Und überhaupt, jetzt könntest du schon endlich aufhören mit deiner Feindseligkeit gegen Herrn Falk. Er verdient es gewiß nicht, daß. . .“

„Möchtest du mir gefälligst nicht aus dem Licht gehen?“ rief Max: „Und spar deine Worte! Ihr seid ja jetzt alleamt gegen mich, das hab' ich schon bemerkt. . .“ und nun schrie er fast: „Also laßt mich wenigstens in Ruh!“

Da nahm Euse ihren Bruder Moritz bei der Hand und mit einem scheuen Blick auf den Ältesten des Dreigespanns

sagte sie: „Komm, mit dem dort wollen wir gar nicht reden!“

Und Max war allein.

Aber die Laubsäge ruhte und Max brütete untätig vor sich hin. Jetzt könnte er doch wahrhaftig zufrieden sein: der Tyrann reiste ja nachhause. Was dann weiter geschah, mußte man der Zukunft überlassen. Plötzlich sprang Max auf, er konnte nicht mehr ruhig sitzen. Es war doch ein furchtbar unangenehmes Gefühl, das ihn jetzt nicht loslassen wollte. Max konnte schon an nichts anderes denken. Mit finsternem Gesicht packte er die Utensilien seiner Laubsäge zusammen und räumte dann diese selbst wieder fort, ohne ihrer recht froh geworden zu sein.

„Zu Abend essen!“ rief die alte Friedoline zur Thür herein, lakonisch, wie noch nie. Auch sie war ganz aufgeregt „von der ungarischen Stobspost“, wie sie sich ausdrückte.

Das Dreigespann aß allein. Und als dann Max nach der unerlaubten Tageszeitung griff, während Suse und Moritz schweigsam zusammen am Sopha saßen, kam wieder ein lakonischer Befehl: „Schlafen gehen!“

Alle drei gehorchten ohne Widerrede. Bei Suses Zimmerchen, das noch den Anstrich eines Kinderzimmers hatte, blieben aber die beiden jüngeren Glieder des Dreigespanns zurück, so daß sich Max, der vor der Schlafzimmertür auf den Bruder wartete, umfah: „Wo willst du noch hin?“

„Wir gehen Herrn Falk adieu sagen und wollen ihm glückliche Reise wünschen . . .“ antwortete Moritz und Suse setzte leise hinzu:

„ . . . Und daß sein Mütterchen gesund werden soll!“

Da drückte Max den Türgriff so fest hinab, daß ihn die Handfläche schmerzte und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

Und dann geschah das Niedagewesene: Max, der den besten Schlaf der Welt besaß, den keine noch so schwierige Präparation, keine noch so strenge Prüfung um den kleinsten Teil seiner Nachtruhe zu bringen vermochte, — Max konnte heute keinen Schlaf finden. Er sah genau, wie Moritz ins Zimmer schlich; er hörte deutlich, wie er sich niederlegte, das Nachtgebet sagte und wie er einige Male leise und unterdrückt aufschluchzte, bevor er einschlief. Max warf sich unruhig hin und her. — Als die Uhr Mitternacht schlug, war er soweit, daß er aufstehen wollte, um hinunterzugehen und im Wohnzimmer, von wo ein Lichtschein bis zu ihm drang, reuig seine Schuld einzugestehen. Sein guter Engel, der ihm diesen Voratz eingeflüstert hatte, wandte sich aber ihm nächsten Augenblick schauernd von ihm ab, so böse sahen wieder Maxens junge Augen drein. Er biß die Zähne zusammen und wollte nichts anderes, als einschlafen.

„Es weiß ja niemand davon; es erfährt ja niemand!“ sagte er sich unausgesetzt. Dann aber faltete er die Hände und betete zur Nacht. Als er beim Amen angelangt war, fuhr der Wagen beim Haustor vor und mit einem halb wimmernden Laut vergrub Max seinen schmerzenden Kopf in die Kissen. Er wollte nicht hören, wie der Tyrann das Haus verließ und hatte doch solange darnach getrachtet und sich solange darauf gefreut.

(Schluß folgt.)

◇ ◇ Glück.

An niedre Wände drückte sich hart
Die Angst der Dämmerung. — —
Ich habe lang auf Glück geharrt,
War nie wie andre jung

Doch streckt' ich heute noch die Hand
Zum Fenster aus, gebückt
Das Glück — das hat sich an der Wand
Gar schon vorbeigedrückt.

M. Scherlag.

Salem und der Bohnenhändler.

Eine orientalische Sage von Dr. Adolf Heller, Kornhaus.

Harun al Raschid, der Gerechte genannt (786—809), der große Chalife, d. h. Nachfolger des Propheten Mohamed aus dem Stamme der Abbasiden, der Zeitgenosse des Kaisers Karl des Großen (768—814), der sein Reich vom mittelländischen Meere bis zum Flusse Indus ausdehnte und ganz Kleinasien, Assyrien und Persien beherrschte, war dahin gegangen, wo eine Rückkehr unmöglich ist, er war verschieden. Er war mehr Vater als Herrscher seiner Untertanen gewesen, daher betrauert von dem Volke, noch mehr beweint von Künstlern, Gelehrten und Dichtern, denen er als Freund der Künste und Wissenschaften und selbst in mehreren Sprachen bewandert, stets ein hilfreicher Gönner war. Und so war es auch Salem ben Nachim, ein damaliger jüdischer Gelehrter und Dichter, der auch der arabischen und persischen Sprache mächtig war, der nun seinen Gönner, den kunstsinigen Chalifen, der ihm stets seine Gedichte abkaufte und ihn freigebig belohnte, verloren hatte, und jetzt, da ihm niemand für seine Dichtungen etwas bieten wollte, arm und schutzlos da stand.

Und so ging er nach Basra (Bassora) am Ausflusse der Flüsse Euphrat und Tigris (Schat el Arab) in der kleinasiatischen Provinz Irak Arabi zu dem Grabe seines geliebten Herrschers, um daselbst seinen Kummer auszuweinen und den toten Chalifen um Hilfe anzusuchen. Ermattet und tiefbekümmert schloß er unbewußt auf dem Grabhügel ein. Und siehe! Es schien ihm in Traume, als ob der tote Herrscher aus dem Grabe sich erhebe und ihm zurief: „Gehe hin nach Bagdad zu dem großen Kaufhause am Marktplatz und bitte den Kaufherrn im Auftrage des verstorbenen Chalifen im Namen der Bohnen und du wirst es nie mehr nötig haben, über Dürftigkeit an meinem Grabe klagen zu müssen. Schweifstriefend erwachte er ob dieses wunderbaren Traumens. Hatte er doch

den Chalifen von Angesicht zu Angesicht gesehen. Was sollte er beginnen? Wie war es ihm möglich von Basra nach Bagdad, welche Stadt mindestens acht Tagereisen von ersterer Stadt entfernt war, und wo in undurchdringlichen Wäldern und beschwerlichen Wegen auch Räuber und wilde Tiere hausten, zu gelangen? Und falls er wirklich nach Bagdad käme, würde er dort das bestimmte Haus finden? Schließlich war noch zu befürchten, daß er von dem Kaufherrn ob seines wunderlichen Verlangens noch verspottet oder gar mißhandelt würde. Doch, dachte er, ich habe nichts zu verlieren und sicher wird auch der Chalife, der mir während des Lebens ein so treuer Gönner war, und der niemals gelogen hatte, auch im Traume nur das Beste geraten haben. Er erinnerte sich daher und gelangte nach einer zehntägigen Reise voll Mühen, Entbehrungen und Gefahren in die bestimmte Stadt Bagdad. Diese Stadt, am Flusse Tigris, unweit der durch die Geschichte von dem Propheten Zina bekannten Stadt Ninive, war zur Zeit des Chalifen Harun al Raschid, der dieselbe angelegt hatte, eine der größten Städte der Erde mit 2 Millionen Einwohnern, mehreren tausend Bazars (Kaufmannsläden) und Karavanen Serais oder großen, teilweise fohrenden Wagenlagers, wo alle Schätze der Welt eingebracht und ausgeführt wurden. Er durchschritt also, unschlüssig wohin er gehen sollte, die Riesenstadt, wo es vor Menschen aller Nationen unmöglich war, durchzukommen, und gelangte zu dem großen Platze, wo er schon von weitem das große Kaufhaus erblickte, bei welchem hunderte von Sklaven mit Waren belastet ein- und ausgingen. Er trat in den Bazar und fragte, ob er nicht den Besitzer des Hauses sprechen könne, dem er eine wichtige Mitteilung zu machen habe. Sofort erschien der Kaufherr, der ihn verwundert fragte,

was er wünsche, worauf Salem mit zitternder Stimme erklärte, er bitte im Auftrage des toten Chalifen im Namen der Bohnen. Kaum hatte der Kaufherr diese letzten Worte gehört, als er näher zu dem Bittsteller hintrat, ihm auf das Freundlichste die Hand reichte und erklärte, er wolle ihm gern jede Bitte gewähren; doch könne er wegen größerer Inanspruchnahme erst nach Verlauf mehrerer Stunden mit ihm näher verkehren. Er bot Salem indessen eines seiner Zimmer als Unterkunft an, wo er sich nach seiner beschwerlichen Reise ausruhen könnte und wies gleichzeitig einen seiner Diener an, den Angekommenen mit Wäsche, Kleidung und Nahrung auf das Beste zu versorgen. Man denke sich nun in die angenehmen Stimmung, in welcher sich unser Salem ben Nachim jetzt befand, hatte sich der größte Teil seines wunderbaren Traumes bereits erfüllt, und nur mit Ungeduld konnte er die Stunde erwarten, wo ihn der gütige Kaufherr über den merkwürdigen Zusammenhang mit den Bohnen aufklärte. Nachdem er also einen kräftigen Imbiß nach langer Entbehrung genommen und nach einem wohlthätigen Bade, wie es im Oriente allen Gästen gereicht wurde, auch Wäsche und Kleidung gewechselt hatte, warf er sich auf einen prächtigen Divan, wo er nach den vielen Beschwerden bald in einen angenehmen Schlaf verfiel. Als er erwachte, trat, wie er es versprochen, der Kaufherr ein, begrüßte ihn nochmals und fragte ihn aufs Freundlichste, wie er mit der Aufnahme zufrieden sei und bat ihn, die Geschichte seines Traumes zu erzählen, was natürlich Salem nicht unterließ und ihm wahrheitsgetreu berichtete, wie er als armer, verlassener Dichter am Grabe seines Wohltäters betete und wie letzterer im Traume ihm Zeichen sandte und nun bat auch Salem unter vielem Danke für die Aufnahme, ihm den Zusammenhang mit den Bohnen zu erklären. Ich war, sprach nun der Kaufherr, vor etwa 15 Jahren ein ebenso dürftiger Mann, wie du es bist, in Basra, wo ich mich

als Vater von sechs unmündigen Kindern notdürftig mit dem Verkaufe von Bohnen ernährte. Eines Morgens, wo mir bereits das Brot für meine armen, hungerigen Kinder mangelte, entschloß ich mich im Vertrauen auf Gottes gütige Vorsehung trotz Sturm und Regen meine Bohnen öffentlich zum Verkaufe anzubieten, und schon war ich einige Stunden bei strömenden Regen umhergezogen, ohne bei dem trostlosen Wetter auch nur eine Bohne anzubringen, als ich umhertappend vor dem Palaste des Chalifen vorbeiging, der mit seiner Gattin Fatima unter einem vergoldeten Baldachin von dem Balkone mit Vergnügen den plätschernden Regentropfen zusah. Als mich der Chalife erblickte, machte er seine Gattin auf mich aufmerksam mit dem Bemerkten, derjenige, der bei dem elenden Wetter Bohnen verkaufe, müsse entweder sehr geizig oder sehr notleidend sein, worauf ich durch einen Sklaven in den Palast gerufen wurde. Als der Herrscher erfuhr, daß nur die äußerste Not mich gezwungen, trotz des strömenden Regens meine Ware feilzubieten, sagte der gütige Chalife: Dir soll geholfen werden. Sofort verkündete er sämtlichen hohen Beamten und Dienern, wer den Chalifen liebe, möge Bohnen kaufen. Man kann leicht begreifen, daß, da jeder seine Liebe zum Chalifen dartun wollte, alle Hausbewohner, ohne um den Preis anzufragen, kauften, so daß der Korb bald von Bohnen entleert und mit Gold- und Silberstücken angefüllt war. Schon wollte sich der beglückte Händler dankbarst zu den Füßen des menschenfreundlichen Chalifen werfen, als dieser bemerkte, daß noch zwei Bohnen im Korbe waren. Hier sind noch zwei Bohnen, rief der Chalife, diese kaufe ich meiner geliebten Gattin und gebe Dir eintausend Goldstücke für jede Bohne. „Das verhüte Gott,“ rief die erfreute Gattin, „daß ich Dich weniger liebe“, die Bohnen gehören mir für den Chalifen; ich biete zweitausend Goldstücke für jede Bohne, bis endlich mit dem Anbote von dreitausend Goldstücken der Chalife siegte. Nun war ich

noch vor wenigen Stunden ein Bettler, jetzt der reichste Mann in Basra, der kaum im Stande war, die schwere Geldlast der erfreuten Familie zu überbringen. Nun rief der Chalif mich nochmals zurück und sagte mit ernsten und prophetischem Tone: „Du siehst, wie Du durch Gottes allgütige Fügung ungeahnt von einem armen Mann zum reichsten Bewohner der Stadt wurdest. Ich gebiete Dir, daß Du stets gegen Arme wohlthätig seiest und sollte Dich jemand im Namen der Bohnen bitten, gebe ihm auf das Freigebigste; denn sonst, ich prophezeie es Dir, würdest Du ebenso bald wieder verarmen, wie Du reich geworden. „Du bist nun der erste, der mich seit Jahren im Namen der Bohnen angegangen,

und es freut mich, dem Gebote des jetzt in Gott ruhenden, wohlthätigen Chalifen nachkommen zu können“, mit welchen Worten er unserem Salem eine sehr bedeutende Geldsumme in die Hand drückte, die ihn vor jeder weiteren Entbehrung sicherte. „Ich selbst“, schloß der Kaufherr, „überfiedelte von Basra, wie Du siehst, nach Bagdad, und solltest Du Dich entschließen, in Bagdad zu wohnen, so soll mein Haus Dich stets gastfreundlich empfangen und wollen wir stets auf freundschaftlichem Fuße leben“, worin Salem mit Vergnügen einwilligte und oft erinnerten sie sich an den wunderbaren Traum und an ihren verstorbenen erhabenen Wohltäter.

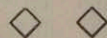


Guck in die Welt.

Der jüd. Oberbürgermeister von Budapest. Ueber den kürzlich einstimmig zum Oberbürgermeister von Budapest gewählten Dr. Heltai berichtet die „Ungarl. Jüd. Ztg.“: Franz Heltai wurde im Jahre 1861 geboren. Seine Gymnasialstudien absolvierte er in seiner Vaterstadt Szentes, seine juridischen Hochschulestudien zum Teil in Leipzig, zum Teil in Budapest, wo er als 22-jähriger das Doktorat der Staatswissenschaften erwarb. Als junger Jurist veröffentlichte er eine Abhandlung über „Die Revision des Gewerbegesetzes“, die von der ungarischen Akademie der Wissenschaften mit einem Preis ausgezeichnet wurde. Es wurde sodann wirtschaftlicher Redakteur der Tageszeitung „A Nemzet“ und später Redakteur der Zeitschrift „Nemzetgazdasági Szemle“. Im Jahre 1887 übernahm Heltai die Leitung des „Vasuti és Közlekedési Közlöny“, welches Blatt er bald zu großem Ansehen brachte.

Während der Ministerschaft Karl Hieronymi arbeitete Heltai das Gesetz über die Reorganisation der Bezirksvorsteherung aus. Als Politiker hat er sich ebenfalls sehr hervorgetan. Im Jahre 1896 wurde er einstimmig zum Abgeordneten des Bezirkes Ósland gewählt, welches Mandat er bis zur Koalition behielt. Im Jahre 1904 wurde er Mitglied der Delegation, wo er besonders bei der Verhandlung des Heeres- und Marinebudgets eine hervorragende Rolle spielte. Im Jahre 1907 wurde er Direktor der Oesterr.-Ung. Allg. Gasgesellschaft und war seit dem Jahre 1909 Direktor der Budapestener Gaswerke. Von seinen Werken muß besonders das im Jahre 1904 verfaßte Werk: „Das Ungarum in der Armee“ hervorgehoben werden.

Oberbürgermeister Dr. Heltai ist auch zufolge seiner Wahl in das Oberhaus berufen worden.





Lade	אָרֹן	Fruchtbaum	עֵץ-פֶּרִי
Kette	רֶבֶד	Schafhirt	רֹעֵה-צֹאן
Geräte	כְּלִים	Erdbearbeiter	עוֹבֵד-אֲדָמָה
Tafeln	לוחות	Zeit	עֵת

הָאָרֹן הָיָה אָרֹן-עֵץ. לוחות-הַכְּבִּירִית הָיוּ לוחות-אֲבָן.
 הַכְּלִים הָאֵלֶּה כְּלֵי-כֶסֶף. רֹאֵה שָׁם מְנֹרֶת-כֶּסֶף. לַעֲת־עֶרֶב
 בָּא מִן הַשָּׂדֶה. הָעֵץ הָיָה עֵץ-פֶּרִי. הַכָּל הָיָה רֹעֵה-צֹאן. בֵּין
 הָיָה עוֹבֵד-אֲדָמָה. לְמִי נָתַן הַמֶּלֶךְ רֶבֶד-זָהָב?

Die **Uebersetzung** der hebräischen Aufgabe aus Nr. 7 lautet:

Ich werde über Euch herrschen. Ich werde mein Kleinvieh von seiner Hand fordern. Ich werde in dieser Stadt nicht wohnen. Ich werde Euch nicht zürnen. Ich werde Euch einen Boten schicken. Ich werde mit lauter Stimme schreien. Ich werde die ganze Nacht in meinem Bette liegen. Ich werde im Sommer keine Wollkleider anziehen. Ich werde die Bäume des Waldes verbrennen. Ich werde am siebenten Tage ruhen. Ich werde meine Hand den Armen öffnen. Dieser Garten ist lieblicher als alle Gärten der Stadt.

Rätsel-Auflösungen aus Nr. 7:

1. Rubel, Rudolf, Adolf, Abel.
2. Rahab, Ahab.
3. Rabe Raab.
4. Ofenpest.
5. England.
6. Wasserstraße.

Briefkasten der Administration.

H. B. in W. Wir bedauern die ganzen Jahrgänge nicht noch billiger erlassen zu können, zumal kein Ueberflus darin vorhanden ist, dagegen haben wir verschiedene Jahrgänge am Lager, denen 1—3 Nummer fehlen. Dieselben liefern wir gut gebunden zu K 3.— bis K 3.50 bei Franko-Zusendung ins Haus. Vielleicht genügen sie Ihnen. Wir bitten um diesbezügliche Nachricht.

Rätsel.

Rebus:



Die Seder-Schüssel.

Was enthält die Schüssel?

Die Silben im Umkreise sind nach den Zeichen des unteren Bandes zu ordnen!

A. Feder.

Buchstaben-Rätsel.

Jedem der folgenden 14 Wörter ist ein Buchstabe zu entnehmen, so daß die restlichen in derselben Folge noch ein Hauptwort bilden. Die entlehnten Buchstaben aber, wenn entsprechend verbunden, sollen uns die bevorstehenden Feiertage angeben.

Leda, Tausch, Kirsche, Spiegel, Leiter, Brust, Kost, Garaus, Nacht, Aht, Opfer, Gerippe, Leistung, Staat. Rosa u. Hans Vertisch.

Milan Sohr in Graz wurde am 5. April d. J. **בר מצוה**.

Otto Lang in Bršovic feiert seine **בר מצוה**.

Beiden Konfirmanden und ihren Eltern unsere herzlichsten Glückwünsche.